

SLUB Dresden

zell1

**26.8.
4195**

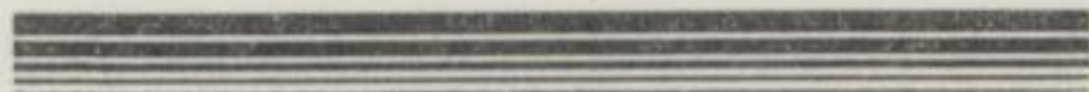
m002 | MAG

Семьдесят лет Труду

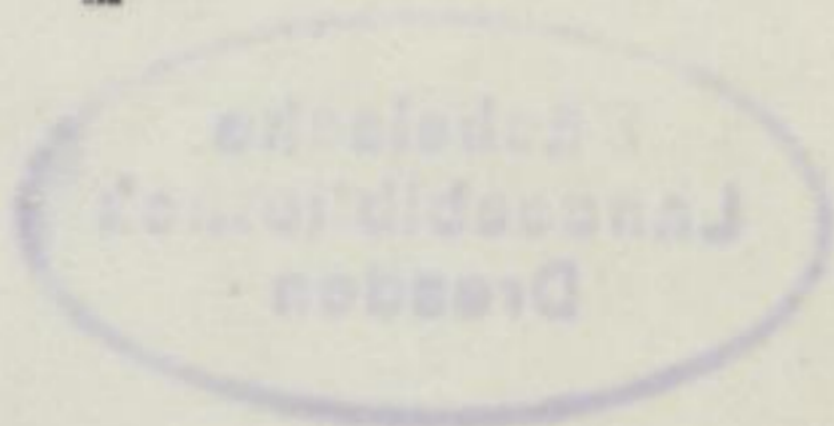


Lausitzer Sagen

Bearbeitet von Friedrich Sieber



Herausgegeben durch eine Arbeits-
gemeinschaft von Lehrern im Bezirk
Löbau i. Sa. ●



Jacob Jansma

Druck und Verlag: Ostschjen-Druckerei m. b. H., Löbau

1796

Bauhinia

Verzeichnis von Pflanzenarten

in der Gegend von Dresden

von Dr. phil. med. Carl

Reichenow, Dresden, 1892

Verlag von C. Neumann, Neudamm

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

194,51
x 1

1952 IV e 1647

[1930]

Vom wilden Jäger und der wilden Jagd.

1. Was ich von meinen Urgroßeltern weiß.

Meine Urgroßeltern sind schon lange tot. Ich weiß nicht viel von ihnen. Vater sagt, der Urgroßvater habe den Apfelbaum, der die schönen roten Apfel trägt, im Grasgarten gepflanzt. Auch das Häusel, in dem wir wohnen, habe er gebaut. Aber der Haustür steht die Jahreszahl 1850. Großmutter hat ein buntes Halstuch. Das sei von der Urgroßmutter, sagt sie.

Wie mögen die Urgroßeltern ausgesehen haben? Ob ich ihnen ähnlich bin? Wie mag es zu ihrer Zeit gewesen sein? Was mögen sie gedacht, was mögen sie einander erzählt haben?

2. Was sich die Urgroßeltern erzählten.

Zur Zeit, als die Urgroßeltern noch lebten, ging ein Mann aus Kößschau bei Löbau alle Tage nach Lehn Besen machen. Spät abends kam er erst immer von der Arbeit heim. Als er einst bei Jauernick durch den Busch geht und den halben Berg herunter ist, kommen aus dem Dickicht ganz erschrecklich viele Hunde. Die haben gekaffert in allen Stimmen, hoch und tief, laut und leise. Der Wald hat ganz ruhig gestanden. „Wie werde ich nur von den Hunden loskommen?“, denkt der Mann. Da springt auf einmal ein großer Sturm auf. Alle Fichten liegen auf dem Boden. Aber in einem Hui ist der Windstoß vorüber. Die Hunde sind weg. Die Bäume stehen still und rauschen nicht. Schnell ist der Mann heim. Er sagt zu seiner Frau: „Durch den Busch ist der Bann Ditterch gezogen“.

Ein ähnliches Erlebnis hatte ein Mann, der in einer wilden Sturmnacht von Löbau nach Lawalde ging. Auf der Höhe vor dem Tale des Litzwassers hörte plötzlich Sturm und Regen auf. Aber Hörnerschall tönte aus der Luft: Tut, tut! Rufe gelkten auf: Hoi, hoi, hoha! Hunde bellten. Nieder warf sich der Mann, vergrub sein Gesicht im Boden. Er wollte den Bann Ditterch, der über ihn hinbrauste, nicht sehen. Denn ein altes Lausitzer Wort sagt:

Wer einmal ihn gesehn,
In dreien Tagen muß er vergehn.

3. Der Sturm.

Bist du schon einmal durch eine Sturmnacht gegangen? Der Sturm faßt dich am Mantel und zerrt dich hin und her. Mit deiner ganzen Körperkraft mußt du dich gegen den Sturm stemmen, wenn du vorwärts kommen willst. Es ist, als habe sich ein Tier in deine Kleider verbissen, das dich nach hinten zerrt. Der Sturm heult ein wildes Lied. Er pfeift, er gellt, er bellt, braust und saust. Er schrillt auf wie eine Sirene, donnert und dröhnt. Jetzt ruht er aus, als wolle er Atem holen. Im nächsten Augenblicke faucht er um so toller los.

Im Walde ist es schauerlich. Die Stämme schlagen zusammen. Dürre Äste prasseln herunter. Die Bäume stöhnen, ächzen, kreischen.

Die Leute in den Häusern sagen: „Heute ist eine Nacht, daß man keinen Hund hinausjagen möchte.“ Unruhig gehen sie durch die Stuben. Unsere Urgroßeltern sagten in so wilder Sturmesnacht: „Heut zieht der wilde Jäger mit der wilden Jagd über das Land.“

4. Blauhütel.

Der wilde Jäger führt in der Lausitz mancherlei Namen. Auf dem Eigenschen Kreise (um Bernstadt) ist er als Blauhütel bekannt. Blauhütel war ein reicher Herr. Auf dem Schönauer Hutberge hatte er seine feste Burg. Von hier aus ritt er gar oft zur Jagd aus. Immer trug er einen großen, blauen Jagd-

hut. Mit Jagdgeschrei und Hörnerklang durchstreifte er mit seinen Gefellen die Fluren. Auch wenn die Felder in grüner Saat standen oder sich in schweren Ähren neigten, ritt er hindurch. Da ward oft an einem Tage die ganze Ernte verdorben. Da erhob sich ein Klagen im Volke über den grausamen Herrn. Der Landvogt mußte den armen Leuten helfen.

Zur Strafe für seinen Frevel muß Blauhütel als wilder Jäger durch die Lüfte ziehen. Wer ihn sieht, der hat Unglück.

5. Der tolle Junker.

In Zittau ist der tolle Junker umgegangen. Die Gefellen, die ihm nachfolgten, hatten alle das Gesicht nach hinten gedreht. Nun war einst in der Stadt ein Kind, das war neugierig und wollte das Gespenst gern sehen. Und als einst in einer stürmischen Nacht der tolle Junker wieder vorüberzieht, da hat sich das Kind vor Neugierde nicht halten können, ist aus dem Bettlein gesprungen und ans Fenster geeilt, um sich die Menschen mit den umgedrehten Köpfen zu begucken. Als nun die wilde Jagd mit großem Lärm am Fenster vorüberbraust, da erwacht auch die Mutter. Sie vermiszt das Kind. Sie eilt ans Fenster. Dort liegt das Kind. Es ist tot. Das hatte der tolle Junker getan.

6. Bann Ditterch.

Im Cunewalder Tal, in der Wilthener-Neukircher Talwanne, in den Ortschaften um Neustadt, Bischofswerda und Radeberg wird der wilde Jäger Bann Ditterch genannt. In alter Zeit hieß er Bern Ditterch (Dietrich). Als aber die Leute den Namen Bern nicht mehr richtig verstanden, haben sie ihn in Bann, Pan oder Boan verändert.

Bei dem Namen Bern darfst du nicht an die Stadt in der Schweiz denken. In alter Zeit wurde die Stadt Verona in Oberitalien Bern genannt. Bann Ditterch bedeutet also Dietrich von Verona. Der war vor vielen Jahrhunderten ein großer, gewaltiger König der Germanen. Von ihm wußten die Leute viele wunderbare Taten zu berichten. In unsrer Heimat ist er zum Anführer der wilden Jagd geworden.

Schon unsre Urgroßeltern wußten nicht mehr, daß Bann Ditterch einst ein König war. Sie erzählten:

Vor langen Jahren wohnte im Försterhause zu Niederlobendau bei Hainspach ein Jäger mit Namen Bann Ditterch. Das war ein roher und wilder Gesell. Nichts war ihm heilig. Einst am heiligen Abend baten ihn seine Knechte und Mägde: „Laß uns in die Christnacht in die Pfarrkirche nach Lobendau gehen!“ Doch der Jäger, der gerade erst mit seinem Pferde und seinen Hunden todmüde von der Jagd gekommen war, fluchte und sagte böse: „Geht zum Teuffel!“ Boll Grauen verließ das Gesinde den Hof. Doppelt hatte der Jäger gefrevelt: Er hatte gejagt, er hatte geflucht am heiligen Tage. Ein alter, treuer Diener blieb bei dem Herrn und versorgte die Tiere. Kurz vor Mitternacht ging er noch einmal in den Stall, um nach dem Vieh zu sehen. Wie erstaunte er, als er sah, daß das Pferd glühende Kohlen aus der Krippe fraß. Und doch hatte er ihm erst vor kurzem Hafer aufgeschüttet. Erschrocken lief der Mann zu seinem Herrn und erzählte ihm die merkwürdige Sache. Der Jäger sah den Diener seltsam an und sagte: „Es ist Zeit.“ Langsam stand er auf. Er ging in den Stall. Er sattelte das Pferd. Er lockte die schwarzen Hunde und jagte mit hussahussa-kloff-kloff hinaus in den finstern Wald. Er kam nie mehr heim. Jahre hindurch trieb er sein Unwesen am Gerstenberge zwischen Lobendau, Hainspach, Wölmsdorf und Margarethendorf. Niemanden ließ er ungeneckt durch den Wald. Bald warf er mit Steinen, bald klopfte er an diesen und jenen Baum zu beiden Seiten des Weges, bald fuhr er schnaubend mit seiner Meute über den einsamen Wanderer. Dann sprühten Funken von dem Pferde. Einmal ist er auch vor sein Jägerhaus geritten und hat das Pferd im Wassertroge getränkt. Noch lange nachher hat man den Eindruck der Hufe in einem Steine beim Hause gesehen. Als Bann Ditterch sein Spiel zu arg trieb, wurde er von einem Pfarrer unter einen Stein, den Beschelstein, gebannt. Dort muß er nun sitzen.

Die Leute in Wilthen wissen die Geschichte anders. Sie erzählen:

Pan Ditterch war ein Raubritter. Er hatte seine Burg auf dem Pan Ditterch, einem Teile des Dahrner Berges (Höhe 491). Von seiner Burg aus überfiel der Ritter die Kaufleute und beraubte sie. An Sonntagen und an Festtagen, wenn keine Kaufmannszüge kamen, ritt er auf die Jagd. Da hegte er das Wild arg, und die Felder der Bauern verwüstete er. Einmal verfolgte er vom Jägerhause aus eine weiße Hirschkuh bis auf den Wilthener Kirchhof. In seiner Angst flüchtete das Tier in die Kirche. Es war Feiertag. Der Priester stand am Altar. Pan Ditterch folgte dem Tiere und tötete es.

Nun muß Pan Ditterch als wilder Jäger ziehen. Dort, wo seine Burg stand, liegt nur noch ein Haufen Steine. Von hier aus beginnt er seinen Jagdzug. Ein heiliger Mann, der Bonifatius, der ihn oft im Leben mahnte, von seinem rohen Treiben abzustehen, schreitet dem Zuge voran. Dann kommt der Ritter auf einem Rappen mit vielen bellenden Hunden. Den Zug beschließt ein klapperndes Gerippe. Es ist der Tod. Er reitet auf einer großen Eule mit feurigen Augen. Mit Töhlen, Gellen und Bellen fährt der Zug ein paar Kilometer im Umkreise umher. Beim Morgengrauen verschwindet er im Berge. Zur Frühlings- und Herbstzeit ist sein Tosen am schlimmsten.

Auch am Baltenberge und am Angstberge im Hohwalde fährt Pan Ditterch im ähnlichen Aufzuge durch die Luft. Die Leute in Neukirch sagten, wenn ein tüchtiger Wind draußen ging: „Pan Ditterch heult im Kirchwalde, es wird ander Wetter!“ Und wenn jemand mit Brüllen und Schreien dahirannte, sagten sie: „Der rafaunt wie der Pan Ditterch.“ Kamen in Cunewalde die Kinder schmutzig, schreiend und polternd in die Stube gestürmt, dann sagte die Mutter: „Du kimmst ju wie a rich'ger Boan Ditterch!“

Ein Mann aus Wölmsdorf mußte einmal bei einem Bauer in Rückersdorf bei Neustadt Heuschober bewachen. Sein Hund wachte mit ihm. Da hörte er auf einmal viele fremde Hunde bellen. Da sagte der Mann zu seinem Gefährten: „Geh' und

jag' mit!" Weg war das Hundel und kam die ganze Nacht nicht wieder. Es kam auch die folgenden Tage nicht; es blieb weg. Doch am andern Morgen fand der Mann in der Wächterbude ein Stück Pferdefleisch.

Ein Wildheger aus Seeligstadt war in einem Jagdhäuschen in der Masseneu auf dem Anstande. Er wollte Wildschweine schießen. Vor der Hütte hatte er Erbsen ausgestreut, um die Tiere anzulocken. Es war eine schwarze Herbstnacht. Erst nach Mitternacht kam der Mond. Darum legte sich der Heger auf die Bank, um ein Stündchen zu schlafen. Da wurde er durch lautes Getöse wach. Hunde bellten, Flinten knallten, hussa, hussa schallte es. Der Heger ist sehr böse über den Lärm. Wer will mir hier die Schweine verscheuchen? denkt er. Schnell ist er ans kleine Fenster und ruft in die sackdunkle Nacht: „Halbpart, halbpart, mir die Hälfte!“ Doch horch, schon ist es still. Nach einer Weile geht der Mond auf. Der Jäger schleicht sich aus der Hütte, um Beute zu machen. Doch was ist das? An den Bäumen sind Hirsche und Wildschweine aufgehängt. Nun wußte er, wer draußen gejagt hatte: Pan Ditterch war es gewesen.

7. Der wilde Jäger der Wenden.

Auch die Wenden kennen den Bern Dietrich. Sie nennen ihn in ihrer Sprache Dnter Bjernat. Sie erzählen: Dnter Bjernat war ein gar frommer Herr. Er war so fromm und bei Gott so angesehen, daß er seine Kleider in den Sonnenstäubchen aufhängen konnte, ohne daß sie herunterfielen. Er ging alle Sonntage zur Kirche. Einst sah er dort hinter dem Altar den Teufel sitzen, wie er die Namen aller derer auf eine Kuhhaut schrieb, die während des Gottesdienstes schliefen. Er hatte die Haut schon ganz voll beschrieben und keinen Platz mehr. Da nahm er das eine Ende der Haut zwischen die Zähne und zog mit den Händen, um sie auszudehnen. Doch als er so zog und zog, rutschte er aus und purzelte hin. Dabei reckte er die Beine in die Luft und schlug sich einen Zahn aus. Das sah so puzig aus, daß Dnter Bjernat hellauf lachen mußte. Aber das Lachen in der Kirche rechnete ihm Gott als große Sünde an. Als er

nach Hause kam und seinen Rock in die Sonnenstäubchen hing, fiel er zur Erde. Da erzürnte Nyter Bjernat und wollte dem lieben Gott auch etwas zum Pöffen tun. Er nahm Brotbrocken, warf sie in die Stiefeln und ging auf der Gottesgabe (so nennen die Wenden das Brot). Für diesen Frevel entführte ihn bald ein Wagen über die Erde. Dort in der Luft fährt Nyter Bjernat in Sturmnächten.

8. Heidut.

In der Pulsnitzer Gegend tobte der Heidut als wilder Jäger. Von ihm wird dieselbe Geschichte erzählt wie vom Nyter Bjernat. Als sein Toben zu arg wurde, holten sich die Pulsnitzer einen frommen Mönch. Der mußte den wilden Jäger beschwören und in eine große, alte Fichte auf dem Eierberge zwischen Pulsnitz und Leppersdorf verbannen. Aus der Fichte hörten die Leute oft seinen Jagdruf: Hei-dut! hei-dut! Vor etwa 40 Jahren wurde die Fichte vom Blitze zerspalten. Seitdem läßt sich Heidut nicht mehr hören. Nur der Sturm heult noch durch die Pulsnitzer Heide, heute wie einst: Hei-dut, hei-dut!

Die Zwerge.

1. Die Zwerglöcher.

Auf dem Schafberge, der höheren Kuppe des Löbauer Berges, ist der Geldkeller. Felsen haben sich übereinandergetürmt und bilden einen Spalt. Der sieht aus wie ein Eingang in das Innere des Berges. Und unsre Urgroßeltern haben auch geglaubt, daß durch solche Spalten und Höhlen Wesen in die Berge ein- und ausgingen. Menschen nicht, dazu waren die Eingänge zu klein, aber Wesen, kleiner als die Menschen. Das waren die Zwerge.

Solche Eingänge in die Berge können wir auch an andern Hügeln der Heimat finden. So ist am Breite Berge zwischen Hainewalde und Bertsdorf ein solcher Felspalt. Er wird das Querschloch genannt. Dort gingen die Querre oder Zwerge aus und ein.

Das Dorf Dittersbach auf dem Eigen zieht sich am Fuße des Knorrberges hin. Hier auf dem Knorrberge wohnten früher auch Querre. Sie schlüpfen durch kleine Spalten zwischen den Basaltsäulen in den Berg hinein.

2. Die Schätze der Zwerge.

Die Zwerge hatten reiche Schätze. Einst in der Christnacht ging ein armer Handwerksbursche am Beensberge zwischen Ostrix und Blumberg vorüber. Da sah er, wie der Berg sich auflut. Große Goldhaufen funkelten. Drauf saßen die Beensmännel und riefen ihm zu:

Greif' ein'n Griff
Und streich' ein'n Strich
Und packe dich.

Der Handwerksbursche hat sich's nicht getraut.

An einem andern Weihnachtsabende ging ein armer Strumpfwirker von Görlich heim nach Bauzen. Er hatte Geld in Görlich für gelieferte Waren holen wollen, hatte aber nichts gekriegt. „Das wird ein erbärmlicher heiliger Abend“, denkt er; „meine sechs Kleinen tun mir leid, die werden lange Gesichter machen“. Als er in die Nähe von Krischa kommt, sieht er rechts des Weges ein Wäldchen hell erleuchtet. Neugierig geht er auf den Schein zu. Am Waldrande steht ein kleiner Kerl, vier Spannen hoch. Der sagt: „Komm näher, dir ist eine große Freude besichert“. Da faßt sich der Strumpfwirker ein Herz und geht. Die Fichtel sind alle wie Christbäume geschmückt mit Äpfeln, Nüssen, Zuckerzeug, Pfefferkuchen. „Fülle deinen Sack damit“, sagt der Kleine. Der Strumpfwirker stopft den Sack voll. Dann geht er nach Weißenberg zu. Als er sich umguckt, sieht er, wie die Lichter verlöschen, eins nach dem andern. Der Weg von Weißenberg nach Bauzen ist weit. Immer schwerer wird der Sack, immer schwerer. Als er in die Stadt kommt, bringt er ihn kaum noch fort; tief gebückt schleppt er ihn. Da ist sein Haus. „Gott sei Dank, daß ich heim bin“, sagt er zu seiner Frau. Plumps, kracht der Sack auf die Dielen. Die sechs Kinder drängen sich heran

und gucken neugierig. „Da ist unser Christkindel drin; ei, wie groß, wie schwer“, jubeln sie. Der Vater bindet auf. Wo sind die Äpfel, die Nüsse, das Zuckerzeug, die Pfefferkuchen? Goldstücke kollern heraus, schwere, gelbe Goldstücke, wie Taler so groß! Das war ein Weihnachtsabend! Nun hatte alle Not ein Ende. Der Vater kaufte seinen Kindern, was ihr Herz begehrte. Er richtete ein Geschäft ein und wurde ein großer Kaufmann. Bei Krischa ließ er an der Straße eine Säule errichten zur Erinnerung an sein großes Glück. Die Säule steht schon lange nicht mehr.

Einmal ackerten ein paar Bauern am Strohberge bei Weißenberg. Da trat ein kleines, graues Männel zu ihnen und sagte: „Verschafft mir sofort ein Gespann von sechs roten Ochsen. Wir wollen unsre Braupfanne mit dem großen Schatz auf den Rothstein schaffen“. Zum Glück hatten die Bauern rote Ochsen vorgespannt. Aber ein Paar fehlte noch. Das wurde schnell aus dem Dorfe geholt. „Wollt ihr sehen, wie der große Schatz fortgebracht wird, oder wollt ihr es nur hören?“ fragte das Männel. „Nur hören, nur hören“, sagten die Bauern. Sie lauschten. Ein ferner Donner grollte auf, rollte näher und näher, dröhnte, daß die ganze Erde bebte. Wie Espenlaub zitterten die Bauern, als sie den großmächtigen Schatz wie einen gewaltigen Donner dahinbrausen hörten.

3. Die Feste der Zwerge.

Die Zwerge sind lustig. Gerne spielen sie Regel. Zwei Bürger aus Neustadt gingen in einer schönen Sommernacht über den Baltenberg. Da hören sie Kugeln rollen, Regel fallen. Da hören sie helles Lachen. Sie gehen auf den Lärm zu. Sie sehen ein Häuflein Querge beim Regelspiel. Die Kleinen verrenken die Leiber, drehen die Beine, damit die Kugeln richtig rollen, wie es die Regelspieler tun. Jetzt sehen sie die Männer und rufen: „Spielt mit!“ Die beiden Neustädter sind gleich dabei. Feine Kugeln, zierliche Regel, ein guter Schub, frisches Bier, alles ist da. Spiel folgt auf Spiel. Nach ein paar Stunden verabschieden sich die Neustädter. Jeder kriegt zum Andenken

eine Regelkugel. Über den Klunker gehen sie heim. „Ach, ist das Ding schwer“, seufzt der eine. Er schmeißt seine Kugel in die Folgenbach. Der andre schleppt sie mit heim und legt sie auf den Oberboden.

Eine Zeit drauf sitzen die beiden Männer mit Bekannten zusammen und erzählen ihr Abenteuer. Die lachen aus vollem Halse: „Ihr Lüagner, mit Quergen wollt ihr Regel gespielt haben?“ Da besinnt sich der eine auf die Kugel auf dem Oberboden. Schnell läuft er heim. Mit der Kugel kommt er wieder. Sie funkelt, sie glänzt. Sie ist aus Gold. Als das der andre wahrnimmt, springt er vom Stuhle auf und rennt zur Folgenbach. Alle hinterher. Sie suchen, sie finden nichts. Aber seit der Zeit ist der Sand des Baches goldhaltig. Und in Neustadt sagen die Leute, wenn jemand ohne Arbeit reich werden will: „Geh nur zu den Quergen auf den Baltenberg, die schenken dir schon eine goldene Kugel!“ Die Leute lachen dabei, wenn sie mit diesen Worten einen hänseln.

Auch auf dem Löbauer Berge spielten die Zwerge Regel. Auch sie schenkten Löbauer Bürgern Regelkugeln. Ein Weg, der über den Schasberg führt, heißt heute noch der Regelschub.

Feste feiern die Zwerge gern. Eine Magd in der Mühle zu Okrilla hat ein solches Fest beobachtet. Es war spät abends. Müller und Mühlknecht lagen schon auf dem Strohsacke und schliefen. Die Magd machte die Sägemühle rein. Als sie an das Loch kam, durch das die Sägespäne herabfallen, drang von unten ein Lichtschein herauf. Das Mädchen guckte durch das Loch. Da sah sie die Keulenmännchen (die Zwerge des Keulenberges) mit ihren Frauen; die Männer mit langen Bärten und hohen Zylindern, die Frauen, wie Puppen so groß, mit feinem Schmuck. Auf einem Tische standen die Musikanten. Jetzt winkte ein Alter. Die Musik spielte. Die Männer neigten sich tief vor den Frauen. Die machten einen Knix. Weil das so pudig aussah, mußte das Mädchen lachen. Leise schlich es von dem Durchguck weg. Aber die Keulenmännchen hatten es doch gemerkt. Der Alte sagte: „Geh ins Bett, sonst mußt du

sterben". Gleich ging das Mädchen. Es hatte Angst. Doch ihm passierte nichts. Die Zwerge hat seitdem niemand mehr in der Mühle gesehen.

Im Walde zwischen Gaußig und Neukirch lag früher eine Wiese, die der Tanzplatz hieß. Hier tanzten die Querge in der Johannisnacht. Ein langer Zug kam aus den Büschen, Musik vornweg, ein Brautpaar hinterher, dann Paar um Paar. Alle schritten dreimal um den Platz, setzten sich an eine Tafel und aßen. Hernach ging's hops-heisal Da tanzten die Querge die ganze Nacht. Wenn der Frühnebel kam, krochen sie in die Hügel zurück. Wer zufällig vorüberging, den luden sie zum Hochzeits- tanze ein, dem gaben sie Geschenke, die Glück und Segen ins Haus brachten.

Wenn die Zwerge selbst keine Feste hatten, luden sie sich bei den Menschen zu Gaste. So machten es die Querge am Breite Berge. Dort arbeitete einst ein Mann aus Bertsdorf. Schon eine ganze Zeit hatte er die Querge beobachtet, wie sie durch die Sträucher krochen und allerlei Spaß machten. Auf einmal liefen sie alle zum Quergloch, und jeder, der an den Spalt trat, rief: „Wirf mir mein Käppel raus!“ Da flog für jeden ein Käppel aus dem Loche. Der Mann sah mit Staunen, daß jeder Zwerg wie weggeblasen war, sobald er sein Käppel auf- setzte. Leise schlich sich der Bertsdorfer zum Felspalt. Er rief auch hinein: „Wirf mir mein Käppel raus!“ Schon kam es geflogen. Der Mann setzte es auf. Weg war er. Er selbst konnte aber alles sehen, die Berge, das Dorf, auch die fünfzig, sechzig Zwerge in ihren Kappen. Die guckten den Mann lustig an und sagten: „Wenn du willst, kannst du mit zur Hochzeit nach Bertsdorf gehen. Geladen sind wir zwar nicht, aber das schadet nichts. Essen und trinken kannst du wie ein Scheunen- drescher, aber einstecken darfst du nichts!“ Sie gingen. Sie setzten sich so, daß zwischen je zwei Gästen ein Querg kam. Alle langten tüchtig zu. Die Schüsseln waren im Nu leer. Jetzt kam der Schweinebraten. Da konnte der Mann nicht widerstehen: ein schönes, braunes Stück steckte er sich ein. Doch im gleichen Augenblick riß ihm ein Querg das Käppel

vom Kopfe. Da saß der Mann in seinen schlechten Arbeitshosen und mit schmutzigen Hemdsärmeln vor den Augen der Hochzeitsleute. Die erschranken wie er. Der Mann mußte nun haarklein erzählen, wie er mit den Zwergen sich eingeschlichen hatte. Da guckten die Frauen gar ängstlich nach rechts und nach links und fürchteten sich vor ihrer unsichtbaren Nachbarschaft. Und die Köchin sagte: „Ich hoa mich schon hoalbtud gewunnert, ock wu d'r'sch Zoig hie aßt; nu wiß m'r'sch, war'sch gewa's'n is!“ Der Hochzeitsvater lud den Mann auch für den folgenden Tag ein; denn eine Bauernhochzeit dauerte früher ein paar Tage. Aber die Querge lud er nicht ein. Doch die kamen von allein wieder. Die Köchin merkte es gleich, weil die Schüsseln so schnell leer waren.

4. Die Zwerge sind gute Nachbarn.

Die Zwerge haben sich dankbar erwiesen. Mit Rat und Tat standen sie den Menschen zur Seite.

Bei Neschwitz heißt ein Flurstück die Lomsker R'schemjenja. R'schemjenja heißt Rieselfeld, weil früher hier oft große Steine ausgeackert wurden. Da war das Ackern schwere Arbeit. Als einst ein Knecht hier ackerte, kam ein Zwerg und setzte sich dem Pferde ins Ohr. Dort sang er und dort piff er. Da ging das Pferd ganz allein. Der Knecht mußte rennen, daß er mitkam, und die Steine kollerten nur so zur Seite. Ehe sich's der Bursche versah, war das Feld fertig.

In einem Dorfe um den Keulenberg lebten einst zwei alte Leute glücklich und zufrieden. Da wurde der Mann krank, das Reißen plagte ihn. Die Frau ging in den Wald, um Zapfen zu holen. Die wollte sie in Spiritus aufsetzen. Das sollte gut zum Einreiben sein. Doch wie eifrig die Frau auch suchte, sie fand keine Zapfen, die sonst wie gesät lagen. Schon wurde es dunkel. Da stand ein Keulenmännchen vor ihr. „Komm“, sagte es. Sie gingen durch Büsche und Moor und kamen an ein finsternes Dickicht. Dort blühte eine Blume. Die leuchtete wie ein Stern. „Nimm das und leg's deinem Manne aufs Herz, dann wird er gesund“, sagte der Kleine. Vorsichtig pflückte die Alte den Blumenstern. Der Kleine war weg. Schnell ging

die Frau heimwärts. Da furrte und schwirrte etwas an ihrem Kopfe vorüber und prasselte in ihren Korb. Zapfen sind es, Zapfen, Zapfen, die werden von unsichtbaren Händen aus dem Dickicht geworfen. Schon füllt sich der Korb. Manche treffen daneben. Die sammelt die Alte in die Schürze. „Wirst sie beim Bäcker verkaufen, ein paar Pfennige werden doch“, denkt sie. Jetzt ist sie heim. Sie legt die Blume dem Kranken aufs Herz und geht schlafen. Als sie früh aufwacht, läuft der Mann wie ein Wiesel durch die Stube. Er ist gesund. Nun will sie die Zapfen zum Bäcker tragen. In Korb und Schürzenhocke glühen goldene Zapfen.

5. Der böse Zwerg.

Die Zwerge konnten auch böse sein. Einst arbeitete ein Bauer in der Nähe des Strohmberges auf seinem Felde. Da sah er die Bergmännlein in ihren grauen Röckchen hin- und herlaufen und runde Kuchen auf runden Brettern tragen. „Was haben die nur heute für ein Fest“, denkt er, und da ihm ein Kuchenduft in die Nase fährt, ruft er: „Bäck mir einen Kuchen mit!“ Als er mittags ausspannt, liegt auf einem großen Stein am Ackerrande ein schöner Kuchen. Schon bückt sich der Bauer, um ihn aufzuheben, da spricht deutlich eine Stimme: „Iß den Kuchen, doch anschneiden darfst du ihn nicht!“ Das war eine schwere Aufgabe. Essen und nicht anschneiden? Der Bauer dachte nach. Er kratzte sich hinter dem Ohr. Jetzt hatte er's. Er klappte sein Taschenmesser auf. Er schnitt aus dem Kuchen einen Ring heraus, dann einen zweiten, dann einen dritten. Der Kuchen schmeckte sehr gut. Jetzt aß er den Ring mit dem Rande. Da rief eine Stimme: „Das hat dir der Teufel gesagt. Hüte dich, daß wir nicht an dir tun, was du unserm Kuchen getan hast!“ Der Bauer fürchtete sich. Aber nichts geschah ihm.

Jahre vergingen. Fast hatte der Bauer sein Erlebnis vergessen. Da fanden ihn einst Leute tot am Strohberge. Das Herz war ihm mitten aus der Brust geschnitten.

Die Zwerge stahlen gern Brot und andere Speise aus den Häusern. Da buken die Leute um den Strohberg, um den Knorrberg und um den Breite Berg Rümmelkörner ins Brot. Die

um den Keulenberg taten noch Anis hinzu. Solch gekümmeltes oder mit Anis versehenes Brot konnten die Zwerge nicht vertragen; sie ließen es liegen.

Die Bergmännlein des Strohmberges hatten es auch auf kleine Kinder abgesehen. Die stahlen sie aus der Wiege und legten ihre eigenen häßlichen Kinder mit dürren Beinchen und großen Köpfen hinein. So ein Zwergkind, das nicht laufen und reden lernte, hieß ein Wechselbalg.

6. Die Zwerge ziehen fort.

Die Keulenmännchen sind ausgewandert, weil die Leute nur noch Kümmel- und Anisbrot buken. Sie wanderten unter ihrem König Korillis nach dem Morgenlande. Ein Fischer führte sie. Er kriegte zum Lohne einen Stab und einen Ring. Die beiden Dinge haben ihm gute Dienste getan und oft in der Not geholfen.

Die Querge des Knorrberges wanderten aus, nachdem in Dittersbach die große Glocke auf den Turm gekommen war.

Die Kleinen konnten den harten Hall des Erzes nicht vertragen. So ging es auch den Beensmänneln. Ihnen war die Ostriker große Glocke zu hart im Ohr. Sie zogen durch die Altstadt von Ostrik, von Morgen nach Abend. Sie trugen Melkgelten auf dem Kopfe statt der Hüte.

Die Querge des Breite Berges zwangen einen Bauer in Hainewalde, zwei Leiterwagen für sie zu stellen. Die Wagen waren gerappelt voll; an jeder Latte hingen ein paar Querglein. Sie fuhren nach Böhmen. Der Bauer kriegte so reichen Lohn, daß er und seine Nachkommen wohlhabende Leute waren. Auch ein Großschönauer Bauer ist durch den Abzug der Querge reich geworden. Er stellte ein Viertelmaß vor sein Hofstor, und jeder Querg warf ein Geldstück hinein. Das Maß wurde gestrichen voll.

Die Buschweibel.

Ein warmer Sommerregen ist über die Berge unsrer Heimat gefallen. Weiße Wolkenfetzen liegen noch über den Gipfeln. Aus dem Bergwalde steigen leichte Nebel auf. Der Wald dampft. Das sieht aus, als ob ein weißer Rauch emporstiege. Wenn das die Leute in der Zittauer Gegend sahen, sagten sie: „De Buschweibel koch'n Koffee“. Die Leute um Löbau wußten es anders: „De Buschweibel back'n Kuch'n“. In der Ramenzer Gegend sagte man: „De Buschkäte kocht“.

In Ellersdorf, einem Ortsteile von Sohland an der Spree, hüteten einst Kinder die Röhre. Da sahen sie am Waldrande einen Nebel. Sie gingen drauf zu. Dort saßen Buschweibel.

Einmal ackerte ein Bauer aus Spitzkunnersdorf noch gegen Abend auf seinem Felde, das am Fuße des Forsten (eines bewaldeten Hügels) lag und bis zum Busche ging. Da hörte er ein Klappern wie von Kuchendeckeln und mehrere Weiberstimmen, und als er sich umguckte, da dampfte der Gipfel des Berges und eine Menge Buschweibel waren da, die buken Kuchen. „Backt m'r o an Kuch'n mitte!“ rief der Bauer. Am andern Morgen fand er auf seinem Ackeraine einen wunderschönen Kuchen.

Die Buschweibel in den Königshainer Bergen sind wie kleine Kinder gewesen und haben gelbes, gekräuseltes Haar gehabt. Ihr Gesicht war runzelig, ihre Gestalt zusammengeschrumpelt. Oft saßen sie auf Kreuzwegen. Sie spannen auf der Spindel oder strickten Strümpfe. Oft krochen sie durch die Büsche. Dann trugen sie eine Hocke Holz auf dem Rücken und stützten sich auf einen langen Stab.

In Berthelsdorf wohnte eine Frau, die hat in ihrer Jugend ein Buschweibel in der Gegend von Neukirch getroffen. Die Alte sagte: „Kämme mich!“ Die Magd kämmte das Weibel und flocht ihm das Haar. Dann sagte die Alte: „Hilf mir Holz lesen!“ Auch das tat die Magd. Zuletzt schleppte sie der Alten auch noch die Holzhocke. Beim Abschiede sagte das Weibel: „Viel kann ich dir für deine Dienste nicht geben. Nimm die Blätter. Ich habe sie von den Sträuchern abgestreift. Gib sie deiner Ziege

zum Futter!“ Dabei schüttete die Alte der Magd grünes Laub in die Schürze. Das Mädchen lief heim. Sie wollte zum Füttern zurechtkommen. Das Rennen ging schlecht mit dem Laube. „Ach, Blätter hat meine Ziege genug. Ich werfe das Zeug weg!“ Schon lagen die Blätter auf dem Boden. Zu Hause muß sich die Magd gleich für den Stall umziehen. Sie löst das Schürzenband. Da klingt es hell auf den Dielen. Ein goldenes Blatt war es, das einzige, das zwischen dem Schürzenbände hängen geblieben war. Schnell füttert die Magd ab und läuft in den Busch, um die anderen Blätter zu suchen. Sie weiß die Stelle noch, wo sie die Schürze ausschüttete. Sie findet die Blätter. Sie liest sie sorgfältig auf, eins nach dem andern. „Ei, nun werde ich reich!“ Sie rennt heim. Die Blätter bleiben Laub.

Einmal hütete ein Mädchen am Forsten bei Spitzkunnersdorf die Röhre und spann dabei. Da kommt ein Buschweibel und spricht: „Laufe mich ein bißchen, ich will dir dafür spinnen!“ Die Hirtin tut es, und das Buschweibel spinnt. Abends weist die Hirtin das Garn ab. Schon hat sie einen Strähn von der Spille geweist, jetzt einen zweiten und einen dritten. Als sie den vierten anfängt, ruft sie ärgerlich: „Zum Donner, das Garn hat auch gar kein Ende“. Aber kaum hatte sie das gesagt, war das Ende da.

Eine Frau hatte von einem Buschweibel einen Knaul Zwirn zum Geschenke gekriegt. „Du kannst davon abwickeln soviel du willst, aber gucke nie nach dem Ende“, hatte das Weibel gesagt. Nun hatte die Frau einen Wunderknaul, nähte und strickte davon, und doch hörte er nie auf. Aber sie war eine gar neugierige Frau, und einmal machte sie den Knaul auf und suchte das Ende. Da sprang es heraus, und der Knaul reichte nur noch bis dorthin. Da hatte sie was für ihre Neugierde.

Zur Winterszeit sind die Buschweibel in die Bauernhäuser gekommen und haben sich in der Hölle gewärmt. Aus den Königshainer Bergen ist solch ein Holzweibel nach Thiemendorf gegangen und zwar zu dem Bauer, dem der Berg gehörte, auf dem es wohnte. Die Bauersleute haben die Alte behalten und ihr Essen gegeben. Doch als das Frühjahr wieder kommt, steht

eines Tages unter den Fenstern ein anderes Holzweibel und ruft in seiner Sprache: „Deuto, Deuto“. Als das in der Stube diese Worte hört, steht es von der Ofenbank auf und geht mit Jammern fort. Die Bauersleute haben die Worte nicht verstanden. Sie haben die Alte nie wieder gesehen.

Auch zu einem Ebersdorfer Bauer ist vom Jäckel her ein solches Holzweibel gekommen. Aber das war unsichtbar. Nur wenn alle am Tische saßen und aus der großen Schüssel die Mehlsuppe suppten, sahen sie nach einem Tischplage eine Suppenspur gehen, wo doch niemand saß. Das war das Buschweibel, das unsichtbar mit aß.

Einst eggte ein Bauer auf seinem Felde in der Heide bei Seifersdorf in der Westlausitz. Zur Mittagszeit setzte er sich auf den Rain und packte sein Brot aus. Da hörte er Jagdgetöse in der Luft. Gleich merkte er, daß es Bann Ditterch war, der am hellen Mittag jagte. Der Bauer bekreuzte sich. Der Jagdlärm zog weiter. Eben will der Bauer wieder an die Arbeit gehen, da kommt aus dem Busche atemlos ein Weibel gerannt und bittet: „Verstecke mich, Bann Ditterch ist hinter mir her!“ Schnell hebt der Bauer die Egge hoch, steckt das Weibel darunter und deckt seine Jacke drauf. Kaum ist er damit fertig, kommt aus dem Walde Bann Ditterch. Er fragt den Bauer: „Ist hier kein Buschweibel vorbei?“ Der Bauer zittert. Er stellt sich vor die Egge. Er sagt nein. Bann Ditterch geht fort. Das Weibel kriecht heraus. Es humpelt zum Busche, rafft eine handvoll dürres Laub auf und gibt es dem Bauer. Er denkt: „Viel ist das ja nicht, aber wer weiß, wozu es gut ist“. Er steckt das Laub in die Tasche. Als es Feierabend läutet, geht er hinter seinem Gespanne heim. Da zieht es ihm die Tasche herunter, sie ist so schwer. Er guckt nach. Die Tasche ist voll Gold.

Die Wasserleute.

1. Das Wasser.

Wir stehen am Ufer der Neiße. In zahlreichen Windungen schlängelt sich der Fluß durch die Wiesen. Weiden und Erlen begleiten seinen Weg. Schnell aber lautlos gleitet das Wasser dahin. An jeder Biegung sind tiefe Löcher. Dort dreht sich das Wasser in Kreisen. Weiße Schaumblasen schwimmen auf der schwarzen Flut. Jetzt springt ein Fisch hoch. Klatschend platscht er ins Wasser zurück. Es ist, als hätte eine Hand von unten gegriffen, als wäre ein Kopf blitzschnell aufgetaucht. Die Ufer sind unterwühlt. Die Wurzeln der Weiden und Erlen sind ausgespült und hängen nackt ins Wasser.

Einen ähnlichen Anblick zeigen andere Flüsse der Lausitz. Nur nicht ganz so unheimlich wie die Neiße. Die kriecht wie eine schwarze Schlange hin.

Kennst du die tiefen Wasserlöcher in der Spree bei Niedergurig? Die Gegend heißt der Teufelsort. Da sagt uns schon der Name, daß es eine Stelle des Grauens ist.

Aber auch helle, lustige Bäche springen durch unser Land. Sie sind grundklar. Jedes Rieskorn kannst du zählen. Manchmal wachsen saftgrüne Pflanzen auf dem Grunde. Die fluten im Wasser hin wie grünes Haar.

In der Heide liegen die Teiche. Schilfbewachsen sind die Ufer. Silberglänzt die Flut im warmen Sommertage.

Abends steigen Nebel aus Teichen, Flüssen und Bächen auf. Manchmal liegen sie tief und dick auf den Wiesen wie ausgebreitete Wäsche. Manchmal ziehen sie leicht in seltsamer Gestalt dahin.

Im heißen Sommer lockt uns das Wasser mit seiner Kühle. Wir legen die Kleider ab, wir springen hinein. Das ist eine Lust. Zur Zeit der Schneeschmelze oder nach schweren Regengüssen schwillt der Fluß dick auf. Hochwasser rauscht durch das enge Bett. Es wurzelt Bäume aus. Es schleppt Steine fort. Es reißt Brücken weg. Ja, auch Häuser nimmt es mit. Das Wasser ist böse, das Wasser ist wild. Jedes Jahr ertrinken Menschen in den Teichen, Flüssen und Bächen unsrer Heimat.

2. Wie der Wassermann aussieht.

An den Ufern der Neiße und Mandau haben unsre Urgroßeltern den Wassermann gesehen. Vor allem im ersten und letzten Mondviertel ließ er sich dort erblicken. Er hatte ein ganz bleiches Gesicht. Lange, schwarze Haare fielen ihm bis auf die Schultern. Von Kopf zu Fuß war er in braungelbes Leder gekleidet, das aus lauter kleinen Fleckchen zusammengesetzt war. Die zählte er beim Mondenscheine laut und klatschte sich dabei mit den Händen auf die Schenkel. Da hat sich mancher einen Spaß gemacht und hat mitgezählt, um den Wassermann aus der Ordnung zu bringen. Der schlug dann einen Purzelbaum ins Wasser. Doch in den folgenden Nächten ging er vor das Haus des Recken, der ihn geärgert hatte, und klatschte und zählte stundenlang vor dessen Haustür, daß er nicht schlafen konnte. Das war ärgerlich. Da hat sich dann mancher in seinem Zorn ein Herz gefaßt und hat mitgeklatscht und mitgezählt. Da lachte der Wassermann laut auf. Doch fortan war Ruhe.

Die Seidauer Jungen (bei Bauzen) badeten gern bei der Papiermühle in der Spree. Sie erzählten, daß dort in die Uferfelsen lange und große Keller führten, in denen der Wassermann seine Wohnung habe. Die Leute haben ihn auch am Ufer gesehen: Ein kleines Männlein in roter Jacke. Und jedesmal, wenn er sich dort zeigte, ertrank bald jemand in der Spree.

Aber die Prischwitzer Wiesen vom Schwarzwasser bis zu Krahl's Borne ging der Wassermann als weißgekleidetes Kind. Einmal haben ihn Prischwitzer Burschen fangen wollen. Sie gingen am Bache aufwärts und schnitten so dem Wassermann den Zugang zum Wasser ab. Da sprang er in Krahl's Born.

Im Commerauer Teiche waren einst Sonntags Commerauer Mädchen im Grase. Plötzlich wälzte sich vor ihnen im Wasser ein scheckiges Kalb. Das schien ihnen nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Darum sagten sie: „Wir wollen lieber heimgehn!“ Als sie nach dem Ufer wateten, ging dort ein weißer Mann auf und ab. Und die Mädchen waren im Wasser wie festgewurzelt, sie konnten nicht vor- und nicht rückwärts. Zum Glück kamen die Jetschebaer Burschen. Vor denen riß der Wassermann aus.

Einst lebte in Gleina bei Bauzen ein Mann, der gern fischen ging. Eines Tages fischte er in den Bächen oberhalb Gleinas, die man die Rauchsäcke nennt. Er hatte großes Glück. Schon um die Mittagszeit war sein Fischbehälter ziemlich voll. Zuletzt fing er noch einen riesengroßen Karpfen. Der hatte keinen Schwanz. Freudig steckte ihn der Fischer in den Behälter und wollte nach Hause gehen. Da hörte er ein Plätschern im Wasser, und die Fische riefen sich zu: „Kommt, kommt, kommt!“ Es war nämlich gerade Mittag, und die Fische versammelten sich zum Essen. Verwundert lauschte der Mann. Da hörte er, wie die Fische sich alle aufriefen, um festzustellen, wer noch fehle. Und horch, da beginnt es zu rufen: „Großer Fisch ohne Schwanz, wo bist du denn? Großer Fisch ohne Schwanz, wo bist du denn?“ Da schreit der große Karpfen aus dem Behälter: „Ich bin im Neze beim zwickenden Krebschen, im Neze beim zwickenden Krebschen!“ Da wird dem Fischer sonderbar zu Mute. Er merkt, daß er den Wassermann selbst gefangen hat. Er wirft auf der Stelle den Behälter mit den Fischen und Krebsen ins Wasser und macht, daß er heimkommt. Um die Mittagszeit hat er nie wieder in den Rauchsäcken gefischt.

3. Aus dem Leben der Wasserleute.

Die Wasserleute führen einen Haushalt wie die Menschen. Oft hat man den Wassermann auf den Märkten zu Ramenz, Bauzen, Löbau, Zittau und Görlitz gesehen. Besonders häufig war er auf dem großen Löbauer Getreidemarkte. Dort kaufte er Getreide auf. Bot er mehr als die anderen Leute, kam eine Teuerung, bot er weniger, kam billige Zeit. Man erkannte ihn an seinem Kittel aus Leinwand, dessen unterer Saum naß war.

Auch die Wassermannsfrau ging auf die genannten Märkte. Sie kaufte Butter.

Oft sah man die Wassermannsfrau am Ufer sitzen. Sie hatte rote Strümpfe an. Sie spann oder bleichte Wäsche. Die Frauen und Mädels der Wassermänner heißen Nixen.

Im alten Teiche beim Rittergute in Niederoderwitz wohnte eine Nixe. Sie ging zu ein paar Frauen, die in der Nähe auf dem Felde arbeiteten, und sagte: „Ach, laßt mich doch hier ein bißel Wäsche bleichen!“ „Unfertwegen bleich soviel du willst“, gaben sie zur Antwort. Da hat die Nixe seine Wäsche aufgelegt, und auch an anderen Tagen ist sie wieder gekommen und hat gebleicht. Die Frauen haben für ihre Freundlichkeit ein schönes Geschenk gekriegt.

In Bittau kaufte die Wassermannsfrau oft Fleisch ein. Einmal stand sie wieder in einem Fleischerladen, und der Bursche hackte ihr das Stück zurecht. Die Frau hielt an einem Ende fest. Plötzlich schrie sie laut auf. Der Bursche hatte ihr aus Unvorsichtigkeit den Finger abgehackt. „Warte, dafür sollst du mein werden!“ rief die Wassermannsfrau zornig und rannte fort. Der Meister ließ nun den Burschen drei Monate lang nicht über Land gehen, damit ihn nicht die Wasserfrau morde. Aber nach dieser Zeit schickte er den Burschen aus, um ein Stück Vieh in einem nahen Dorfe abzuholen. Der Bursche mußte auf seinem Wege über einen ganz kleinen Graben, in dem nur ein ganz klein wenig Wasser war. Als er drüber ging, packte ihn die Wasserfrau, tauchte ihn unter und ertränkte ihn in der Pfütze.

Der Wassermann, der bei der Riegelmühle in der Nähe von Nechern wohnte, rauchte gern. Er bettelte die Kutscher, die jeden Sonnabend mit ihren Fuhrwerken zum Baugner Markte fuhren, um eine Pfeife Tabak an.

Die Wasserleute haben Ungezieser wie die Buschweibel und kämmen sich gern. Ein Wassermann saß auf dem Teichdamme und sonnte sich. Dann ging er aufs nächste Feld und holte sich eine Egge, um sich damit zu kämmen. Da kam der Bauer und nahm ihm die Egge. Der Wassermann rief: „Wäh, wäh, wessel, gib mir mein Tschessel!“ (Der Wassermann konnte deutsch und wendisch: česjel heißt im Wendischen der Kamm.) „Das ist nicht dein Kamm“, sagte der Bauer, „das ist meine Egge, und die brauche ich jetzt!“ Da verschwand der Wassermann und ließ sich nicht mehr sehen. Auch mit den Rechen, die vor den Mühlen in den Teichen und Bächen aufgestellt sind, hat sich der Wassermann gern gekämmt.

4. Der Wassermann hilft den Menschen.

Manchmal hilft der Wassermann den Menschen. In Niedergurig wohnte ein armer Mann. Der wollte gern Korn säen, hatte aber weder Korn noch Geld. Einmal geht er an den tiefen Wasserlöchern an der Spree vorüber und trifft den Wassermann. Der Mann klagt ihm seine Not. Der Wassermann sagt: „Ich kann dir helfen. Komme morgen Abend, wenn der Mond aufgeht, zu der großen Eiche beim Wasser, dort, wo der Wirbel dreht. Dort findest du, was du brauchst. Aber übers Jahr mußt du mir wiedergeben, was ich dir borge“. Am andern Abend geht der Mann zu der Stelle und findet zwei Säcke Korn. Nun war ihm geholfen. Nach einem Jahre bezahlte er seine Schuld und stellte zwei Säcke Korn unter die Eiche. Von der Zeit an hatte der Mann immer Getreide genug.

Bei Miltitz (südöstlich von Ramenz) wohnte der Wassermann bei den Gemeindefräuchern im tiefen Kessel unterhalb Kullmanns Steinbruche. Längs des Baches kam er oft ins Dorf. Die Miltitzer fürchteten ihn nicht, weil er ihnen oft in der Not half. Manch liebes Jahr dauerte die Einigkeit und gute Nachbarschaft.

Nun wohnte damals in Miltitz ein wohlhabender Bauer. Der war ein schlimmer Trinker. Weil er aber im Dorfgasthause keine Gesellschaft fand, ging er nach Nebelschütz. Dort versäß er oft den ganzen Abend. Dann mußte er nachts auf gefährlichem Wege heimgehen. Da er sehr furchtsam war, nahm er sich immer jemanden mit. Einst konnte er niemand finden, der ihn schaffte. So mußte er allein gehen. Als er unterwegs ist, merkt er, daß etwas quer über den Steig liegt. „Wer da?“ ruft er. „Ich bin's“, gibt eine Stimme Antwort. Der Mann weiß gleich wer es ist, denn die Stimme kennt er gut; es ist der Wassermann. Der fragt: „Was treibst du dich nachts draußen herum?“ „Ich habe mich beim Fischen verspätet“, lügt der Miltitzer schnell. Sie kommen ins Gespräch. „Weißt du“, sagt der Miltitzer, „ich gehe sonst nie allein heim. Ich lasse mich schaffen. Zwei Dreier kriegt der Mann. Heute abend war niemand aufzutreiben“. „Die zwei Dreier kann ich mir verdienen“, erwidert der Wassermann. „Ich werde dir jeden Abend bis Nebelschütz entgegen kommen.“

Damit war der Miltiger zufrieden. Die Sache war ausgemacht. Lange Jahre gingen die beiden zusammen, und immer waren sie freundlich miteinander. Aber einmal passierte es dem Bauer, daß ihm das Geld ausgegangen war. Mit dem letzten Dreier hatte er sein Bier bezahlt. Der Wassermann borgte. Er borgte auch ein zweites, drittes, zehntes Mal. Aber immer größer wurde die Schuld, und der Wassermann verlangte Bezahlung. Darüber wurde der Bauer wütend. Er schmähte den Wassermann und schalt ihn einen Geizhals. In aller Ruhe schaffte der Wassermann den Betrunknen bis zum Gemeindegebüsch. Dort begann er höhnisch zu kichern, gellend laut, und verschwand. Dem Miltiger wurde angst. Er rannte heim. Doch über Nacht hatte er alle Angst vergessen. Früh wollte er aufs Feld gehen. Da hörte er am Hofstore wieder das wilde Gelächter. Er sah den Wassermann in grüner Jacke und rotem Käppchen. Einen großen Stein schleppte er. Eben wollte er ihn vor dem Hofstore niedersetzen, um den Eingang zu verrammeln. Da redete der Bauer dem Wassermann gut zu und versprach ihm seinen Lohn. Der wollte anfangs nichts davon wissen. Schließlich sagte er: „Gut, ich trage den Stein weg, wenn dein Hahn in neun Minuten kräht. Ist das nicht der Fall, mußt du mir neun Laib Brot geben.“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, da krähte der Hahn. Der Wassermann trug den Stein fort und warf ihn in die Gemeindefläucher beim Nebelschüßer Stege. Dort liegt er heute noch. Er heißt der Gemeindestein, weil er auf der Gemeindeflur liegt. Auch Frosch wird er genannt, weil seine Gestalt diesem Tier ähnelt. Dem Miltiger ist die Sache teuer zu stehen gekommen. Er wurde eines Nachts auf dem Heimwege vom Wassermann ertränkt.

Zur Winterszeit kam der Wassermann gern in die Mühlen, wärmte sich und kochte sich Fische im Kessel. Das paßte den Müllersfrauen gar nicht. Denn der Kerl taute ab, und eine Pfüge lief dann durch Küche und Stube. Solche Mühlen, in denen der Wassermann Unterschlupf suchte, waren Kuslicks Mühle bei Wittichenau, die Schliefermühle am Silberbache in der Nähe von Bischofswerda, die Zschornaer Mühle zwischen Hochkirch und Weißenberg.

Einmal saß der Wassermann in der Zschornaer Mühle und kochte. Den großen Rührlöffel hatte er in der Hand. Da kam gegen Abend ein Bärenführer mit seinem großen Tanzbär. Der Mann konnte nirgends Quartier kriegen und wollte in der Mühle schlafen. Der Müller war gut, er ließ ihn herein. Der Bär mußte in der Hausflur beim Wassermann bleiben. Als dem Tiere der feine Geruch der Fische in die Nase stieg, langte es mit der Bordertage in den Kessel und zog einen Fisch heraus. Schwupp! hatte es ein paar mit dem Rührlöffel auf der Pfote. Aber der Fisch schmeckte zu gut. Wieder langte der Bär zu. Wieder schlug ihn der Wassermann. Das ging zum dritten und vierten Male so. Da der Wassermann aber immer derber schlug, wurde der Bär wild. Mit seinen Tagen ohrseigte und kratzte er den Wassermann so sehr, daß er heulend davonlief und an diesem Abende nicht wieder in die Mühle kam. Gemächlich fraß der Bär den Kessel leer.

Am nächsten Tage zog der Mann mit seinem Bär weiter. Das hatte der Wassermann nicht gesehen. Gegen Abend schlich er vorsichtig um die Mühle. Als er den Müller erblickte, fragte er: „Du, hast du die böse Kaze noch?“ „Natürlich!“ erwiderte der Müller. „In der Nacht sind neun Junge dazu gekommen, und die sind noch neunmal schlimmer als die alte!“ In Todesangst rannte der Wassermann weg. Er ließ sich seit der Zeit nie mehr in der Mühle blicken. Ja, sogar fortgezogen ist er aus Angst. In Niethen holte er sich einen Handwagen. In Koblwesa holte er aus einem Stalle einen Ochsen. An dessen Schwanz band er die Wagendeichsel. So ist er nach Glossen gefahren in die alten Steinbrüche. Der Ochse stand am nächsten Morgen wieder vor seinem Stalle in Koblwesa. Die Wagendeichsel hing an seinem Schwanze.

4. Die Nixen tanzen.

Lieber als den Wassermann sahen die Menschen seine Mädels, die Nixen, unter sich. Das waren hübsche, stattliche Mädchen. Wenn Tanzmusik im Kretscham war, kamen sie gern hin und tanzten mit. So machten es Jahre hindurch die Nixen aus dem

Teiche bei Kleindittmannsdorf. Auch ins Erbgericht zu Arnsdorf kamen Nixen zum Tanz. Um Lomnitz, Ottendorf und Dittmannsdorf brachten die Mädels ihren Tänzern manchmal Pfannkuchen mit, süße, braune Pfannkuchen. Ein Bursche hat sich einmal einen eingesteckt; er vergaß ihn zu essen. Als er am Montage seine Sonntagsfachen aufräumte und in die Jacktasche griff, fand er statt des Pfannkuchens eine vertrocknete Kröte.

Wenn die Nixen aus dem Gruben- und Waldscheibenteiche zwischen Röderbrunn und Rammenau in die Hoffchenke nach Rammenau zum Tanze kamen, traten sie an den Ofen, rieben sich die Hände und sagten: „Hu, hu, hu!“ Man erkannte sie wie überall am nassen Schweife ihrer Kleider.

Die Nixen aus dem Schwarzteiche bei Oberpuzkau saßen gern auf einem Steinblocke am Klosterberge bei Demitz. Der Stein hatte zwei ausgehöhlte Sitze und wurde der Jungfrauenstuhl genannt. Sonntags gingen die Nixen zur Musik nach Staupitz (Neuschmölln). Aber stets vor Mitternacht gingen sie heim. Einmal hatten sie sich verspätet, weil sie die Tänzer nicht fortließen. Voller Angst liefen sie nach dem Teiche. Zwei Burschen gingen ihnen nach. Sie sahen, wie am Wasser das eine Mädchen eine Schwuppe nahm und damit kreuzweise auf die Flut schlug. Da teilte sich das Wasser. In dem Augenblicke schlug es Mitternacht. Ein Wind erhob sich. Aus dem Teiche drangen Schreie, schmerzvolle, langhingezogene Weheschreie. Die beiden Nixmädels hat seitdem niemand mehr gesehen.

5. Der böse Wassermann.

Der Wassermann ist nicht immer freundlich und gut. Er kann sehr wild und heimtückisch sein.

Auf den Wiesen zwischen Malschwitz und Klix ist er mit einem Manne in Streit geraten. Zuerst ohrfeigten sie sich, dann fielen sie übereinander her und fochten einen Ringkampf aus. Der Wassermann hat dabei immer mit der Ferse in die Erde gebohrt. Er versuchte, etwas Feuchtigkeit zu finden. Dadurch wäre er sehr stark geworden. Aber er fand nichts. Da stellte

ihm der Mann ein Bein, kriegte ihn unter und sagte: „Ergib dich, du Wasserunflat! Versprich, daß du mich von nun an ungeschoren läßt!“ Der Wassermann mußte das versprechen und plumpste wie ein Frosch in seine Grube. Und er hat den Mann wirklich in Ruhe gelassen. Aber auf die Kampfwiesen läßt er aus Zorn nie Wasser treten. Die sind bis heute trocken.

Als das steinerne Wehr bei Guttau gebaut wurde, war der Wassermann sehr böse. Er wollte den Zwang nicht dulden, den ihm die Menschen auferlegten. Darum riß er des Nachts ein, was die Leute am Tage gebaut hatten. So kam es, daß sie das Wehr niemals fertig kriegten. Darüber wurde der Maurermeister ganz traurig. Da saß er einst am Ufer und sah auf die Trümmer des Baus. Da nahte sich ihm im roten Käppel der Wassermann. Er sagte: „Ich will das Wehr in Ruhe lassen, dafür muß die erste Seele, die hier ins Wasser geht, mein sein.“ Der Meister überlegte. Es blieb ihm kein Ausweg. Er sagte zu. Nun ging der Bau schnell weiter. Bald war das Wehr fertig. Beim letzten Feierabende ordnete der Meister an, daß sich alle Arbeiter gleichzeitig zu baden hätten. Die Leute taten es. Da versank vor aller Augen der Sohn des Meisters in der Flut. Blut und große Blasen wirbelten aus der Tiefe auf.

6. Der Wassermann als Menschenräuber.

Der Wassermann ist ein Menschenräuber. Jeder Nix hat das Recht, alljährlich einen Menschen zu ertränken. Darum wühlen und graben, schaufeln und rumoren sie auf dem Grunde ihrer Flüsse, Bäche und Teiche im Frühjahr solange herum, bis sie den Grund ganz verändert haben. Wenn nun der Sommer kommt und die Knaben und Mädchen baden gehen und die Stellen auffuchen, wo es im vorigen Jahre seicht war, da haben sie gerade an der Stelle ein tiefes Loch gemacht und der oder jener muß ertrinken. Der gefährlichste Tag im Jahre ist der Johannistag. Das ist am 24. Juni. Da lauert der Nix mit wilder Gier.

Auf einem Teiche bei Luppä hat er drei Mädchen mit roten Tüchern gelockt, drei wendische Mädchen. Sie waren aus Holsch-

Dubrau und schnitten am Ufer Gras. Da sahen sie drei schöne, rote Tücher auf dem Wasser schwimmen. Die gefielen ihnen sehr. Sie wateten in die Flut. Weiter und weiter schwammen die Tücher, immer nach der Mitte zu, immer zum Greifen nahe. Doch streckten die Mädchen die Hand aus, um sie zu fassen, konnten sie nie ganz hinlangen. In der Mitte des Teiches versanken Tücher und Mädchen. Dieser Teich wurde von der Zeit an der Jungfernteich genannt.

6. Die Wasserleute zanken sich.

Auch unter sich lebten die Wasserleute nicht immer in Frieden und Freundschaft. Im tiefen Schwarzwasser wohnten zwei Wassermänner. Die konnten sich nicht vertragen. Der Starke vertrieb den Schwächeren. Der ging zu einem Bauer und vermietete sich dort als Knecht. Drei Jahre durfte er auf der Erde bleiben, und solange blieb er bei seinem Bauer. Als die drei Jahre um waren, sagte er zu seinem Herrn: „Nun gehe ich wieder fort von dir. Gib mir meinen Lohn. Aber ich will kein Geld. Gib mir von dreimal Backen das erste Brot.“ Der Bauer gab ihm das. Der Wassermann aß es. Er glaubte, dadurch stark zu werden. Nun gingen beide zusammen hinter die Scheune ans Schwarzwasser. Da sagte der Knecht: „Sieh, an der Stelle des Wassers bin ich. Dort drüben ist mein Gegner. Wenn dort, wo ich bin, Blasen aufsteigen, so habe ich gewonnen. Wenn aber drüben Blasen aufsteigen, hat der andre gewonnen und ich muß noch drei Jahre dienen.“ Da hat der Bauer gesehen, daß die Blasen an der Stelle seines Knechts aufstiegen, und so wußte er, daß sein Knecht gewonnen hatte.

Auch in Ohna hat ein Wassermann bei einem Bauer sieben Jahre lang als Knecht gedient. Er war ein guter Arbeiter. Nach den sieben Jahren verlangte er als Lohn einen neuen Säbel. Als er den hatte, sagte er zu seinem Herrn: „Dort in der Spree wohnt mein Feind. Ich will mit ihm um das Lager kämpfen. Gucke in den Spreekessel. Falls sich rote Streifen auf dem Wasser zeigen, steht es schlecht mit mir. Sind es weiße Striemen,

so gewinne ich.“ Der Bauer gab scharf acht. Das Wasser schäumte, und weiße Striemen stiegen an die Oberfläche. Der Feind war überwunden. Der Knecht war Herr in der Spree.

Von Schätzen in der Erde.

1. Wie Schätze in die Erde gekommen sind.

Von Zeit zu Zeit lesen wir in der Zeitung, daß Arbeiter beim Stöckeroden, beim Steinebrechen oder anderen Erdarbeiten einen Topf mit altem Gelde gefunden haben. Das Geld haben die Leute in früherer Zeit während der großen Kriege versteckt, um es vor den Soldaten zu sichern. Denn damals raubten und plünderten die Soldaten und nahmen mit sich, was sie tragen konnten. Die Leute, die das Geld versteckt hatten, starben bisweilen, ehe sie ihren Schatz wieder holen konnten. Das Geld finden wir heute.

Auch an Stellen, wo früher Burgen standen, liegen Schätze. Die Leute dachten: „Die Burgherren müssen doch reich gewesen sein! Wo sind ihre Reichtümer hingekommen? Sie werden irgendwo auf den alten Burgplätzen vergraben liegen!“

Aber nicht alle Schätze, die in der Erde ruhen, stammen von Menschen her. Wir haben schon gehört, daß die Zwerge viel Gold hatten. Darum werden Schatzgeschichten auch gerne von den Plätzen erzählt, wo früher Zwerge wohnten.

Sagen von Schätzen erzählten sich unsre Urgroßeltern gern. Es gefiel ihnen, sich auszudenken, wie schön es sein müßte, über Nacht reich zu werden.

2. Wo Schätze liegen.

Nicht weit vom Berggasthause des Hochwaldes im Zittauer Gebirge steht ein alter Grenzstein (am südwestlichen Hange). Er heißt der Clamsche Stein, weil ein Graf von Clam Gallas ihn setzen ließ. Unter diesem Stein vergrub im dreißigjährigen Kriege ein Graf eine Lade mit Gold.

Auf dem Brauberge beim Rittergute in Dornhennersdorf stand früher eine Brauerei. Der Brauer war ein reicher Mann. Als der dreißigjährige Krieg kam, füllte er seine Goldstücke in eine Braupfanne. Die vergrub er in der Nähe seines Hauses. Seinen Hund hatte er bei sich. Der bellte laut und sprang wie toll hin und her. „Du wirst noch alles verraten“, schrie der Brauer und warf seinen Spaten nach dem Tiere. Er traf es an den Kopf. Der Hund war tot. Da legte ihn der Brauer gleich mit in die Schatzgrube. Von der Zeit an geht der Hund um. Er erscheint den Leuten. Er ist kohlschwarz und groß wie ein Kalb. Er bewacht den Schatz.

Auf dem Walle zu Bauzen stehen alte Linden. In eine waren früher drei große, alte Eisennägel eingeschlagen. Das haben Franzosen getan. Die haben auf dem Felde eine Kriegskasse vergraben, 500 Schritt von der Linde fort. Aber niemand weiß, nach welcher Richtung zu.

Auch von anderen französischen Kriegskassen wird erzählt. So soll eine beim alten Galgen am Löbauer Berge (oberhalb der Herwigsdorfer Straße), eine andre auf einer Waldwiese im Karswalde in der Nähe des wüsten Dorfes Reinhardtswalde vergraben worden sein.

An der Straße von Eichgraben nach Lückendorf liegt im Walde die Burgruine Karlsfried. Dort war früher ein Teich. Auf seinem Grunde lag eine Kette aus schwerem Golde. Die funkelte manchmal herauf.

Im tiefen Graben, der das alte Schloß zu Neschwitz umzieht, liegen drei goldene Kronen. Die hat ein Fürst in seiner Wut hineingeworfen. Der Fürst hatte drei Söhne. Denen wollte er gern zu Weihnachten eine Freude machen. Darum ließ er einen Goldschmied aus Dresden kommen. Der sollte für jeden eine goldene Krone schmieden. Der Goldschmied kriegte eine Stube für sich. Dort saß er Tag und Nacht. Die drei Prinzen waren neugierig. Sie schlichen um die Stube des Goldschmieds und guckten durchs Schlüsselloch. Einmal stand die Tür auf. Sie huschten ins Zimmer. Sie sahen die drei Kronen. Als der

Vater das erfuhr, wurde er zornig. Er warf die Kronen durchs Fenster in den Wallgraben.

3. Der Berg geht auf.

An manchen Tagen im Jahre gehen die Berge auf, in denen Schätze liegen. Einst spielten zwei Jungen auf dem Schafberge (einem Gipfel des Löbauer Berges) in der Nähe des Geldkellers. Da kam ein Wind. Der nahm einem Jungen den Strohhut vom Kopfe und trieb ihn fort. Der Junge rannte hinterher. Aber er konnte den Ausreißer nicht kriegen. Als er über die Steine klettert, kommt er zum Eingang des Geldkellers. Der Junge kriecht in den Spalt. Der nimmt gar kein Ende und führt in einen großen Keller. Dort sitzen viele Herren um einen runden Tisch. Sie spielen. Sie sprechen kein Wort. Hinter ihnen stehen große Pfannen voll von blanken Talern und Goldstücken.

Jetzt sehen die Herren den Jungen. Sie winken ihn heran. Doch der steht wie angenagelt. Denn ein großer Hund liegt quer über den Weg. Feuer kommt ihm aus dem Maule. Jetzt winken die Herren dem Hunde. Da kriecht er knurrend zurück.

Nun faßt sich der Junge ein Herz. Er geht zu den Pfannen. Er steckt seine Taschen voll Taler und Goldstücke. Schnell rennt er an den Herren, noch schneller am Hunde vorbei. Mit ein paar Sägen ist er draußen. Ach, ist er froh!

Draußen steht sein Freund. Dem zeigt er seinen Schatz. Dem erzählt er, wie er dazu gekommen ist. „Aber jetzt bleib' ich nicht länger hier. Jetzt renn' ich heim. Die Eltern werden sich freuen!“

Der Freund bleibt auf dem Berge. Er denkt: „Soviel Geld möchtest du auch!“ Was tut er? Er wirft seinen Hut in den Spalt des Geldkellers. Er klettert nach. Er kommt in den Felsenkeller. Dort sitzen die Herren. Sie winken nicht. Sie machen ein böses Gesicht. Dort liegt der Hund. Er geht nicht aus dem Wege. Er zeigt die Zähne.

Eins, zwei, drei ist der Junge hinaus. Auf den Steinen schlägt er sich die Knie auf, zerreißt sich die Hosen. Seinen Hut kriegt er nicht wieder zu sehen. Als er heimkommt, gibt's

vom Vater eine Belohnung. Was für eine, sage ich nicht. Von den Schätzen im Geldkeller war ihm nichts beschert.

Vor vielen Jahren ging einmal ein Bürger aus Baugen am Prottschenberge spazieren. Da fiel es ihm ein, über die Felsen nach der Spree hinunterzuklettern. Dabei kam er an dem Felsenloch vorbei, das die Leute das Teufelsloch heißen. Zufällig wirft er einen Blick hinein. Da sieht er an einem steinernen Tische drei Männer sitzen. Die sind grau. Ihre Gesichter sind zerfurcht. Sie hocken regungslos wie Bilder aus Stein.

Jetzt hebt einer den Arm hoch, schwer und langsam. Er winkt. Der Baugner geht hin mit Zittern und Zagen. Doch was ist das? Die Höhle wird weit. Sie funkelt. Auf dem Tische gleißt Gold.

Ein Alter spricht. Seine Stimme knirscht wie Stein. „Nimm, was du willst. Komme wieder, wenn du mehr brauchst. Doch verrate niemandem das Geheimnis!“

Als reicher Mann geht der Baugner heim. Am nächsten Tage sitzt er im Wirtshaus. Am übernächsten wieder. Tag für Tag. Die Leute stecken die Köpfe zusammen: „Wo hat er das Geld her?“ Ein Mann zecht mit ihm. Im Rausche verrät der Baugner sein Geheimnis.

Eines Tages gehen die beiden Männer zusammen zur Höhle. Das Geld ist weg, sie wollen neues holen. Der Fels ist geschlossen. Sie warten, warten. Der Berg geht nimmer auf.

An einem Karfreitage in der Frühe ging eine Mutter mit ihrem Jungen auf dem Arme über den Löbauer Berg. Sie sieht den Geldkeller offen. Als sie die vielen Schätze sieht, setzt sie ihr Kind auf einen Tisch am Eingange nieder, auf dem schöne, rote Äpfel liegen. Dann breitet sie ihre Schürze aus und füllt sie voll Kostbarkeiten. Die Schürze ist schwer. Die Frau trägt sie vor die Geldkellertür. Jetzt will sie ihren Jungen holen. Sie schlüpfte in den Spalt. Der Keller ist zu. Sie weint. Sie klagt. Sie verflucht das Geld. Sie geht zum Räte der Stadt. Die Herren schütteln den Kopf: „Wir können nicht raten und nicht helfen!“

Wieder kommt die Osterzeit. Am Karfreitagmorgen eilt die Frau wieder zum Geldkeller hinauf. Sieh, das Tor ist auf!

Gold glänzt. Edelsteine, große Edelsteine sprühen im bunten Licht. Sie locken: „Greife uns, greife uns!“ Die Frau greift sie nicht. Sie sieht ihr Kind. Das sitzt auf dem Tische und spielt mit den roten Äpfeln. Jetzt sieht es die Mutter. Es breitet die Armchen aus. Schnell ergreift die Mutter den Liebling und trägt ihn hinaus.

Das Kind schläft ihr auf dem Arme ein. Es schläft drei Tage lang und liegt wie tot. Dann kommt es wieder zu sich und ist froh und frisch wie einst.

Der Junge ist ein tüchtiger Mann geworden. Er hat sein Glück gemacht. Aber selbst als Mann ist er nie mehr auf den Berg gegangen. Und sein Leben lang wollte er nichts von Schätzen wissen, die anders verdient waren als durch der Hände Arbeit.

Ein geiziger Bauer schleppte einmal am Silvestertage mit seinem Pferde Klöger am Baltenberge. Da hörte er ein Razen und Sägen. Als er in die Höhe guckte, woher der Lärm kam, sah er eine weitgeöffnete Pforte. Schnell band er das Pferd an den nächsten Baum und lief in den Goldkeller. Gewölbe war an Gewölbe. Immer schönere Schätze glühten ihm entgegen. Der Bauer suchte die schönsten Stücke aus und steckte sie ein.

Jetzt mußte er schon weit im Berge sein. Da kam ihm aus der Ferne ganz dämmerig zart das Tageslicht entgegen. Froh eilte er darauf zu. Doch ehe er bis hinkommt, gibt es einen Knall. Die Lichter erlöschen. In schwarzer Nacht tappt der Bauer herum. Er ruft, er weint, er verspricht ein guter Mensch zu werden. Er nimmt die Schätze aus der Tasche und legt sie wieder hin. Der Berg bleibt geschlossen.

Ganz abgeheht schläft der Bauer ein. Er schläft lange, lange. Als er erwacht, hört er fernes Glockengeläute. Er reibt sich die Augen. Lichter Tag ist um ihn. Taumelnd steht er auf. Er steht mitten im Walde. Er sucht seine Klöger, er sucht sein Pferd. Keine Spur von beiden findet er.

Nun läuft er ins Dorf. Als er an die Kirche kommt, gehen die Türen auf. Die Kirchgänger kommen heraus. Es ist

Ostern. Bewundert sehen sie den Mann an. Endlich kennen sie ihn wieder. „Woher kommst du? Wir denken, du bist tot!“ Nun muß der Bauer erzählen.

Sieben Jahre und drei Monate hatte er im Berge geschlafen. Seine Frau war inzwischen gestorben. Der Sohn hatte die Wirtschaft übernommen. Noch viele Jahre lebte der Mann. Oft erzählte er seine Geschichte. Immer sagte er am Schlusse: „Wir müssen Gott mehr lieben als das Geld!“

Am Ezorneboh hütete einst ein Hirt seine Rühle. Da kam ihm eine Kuh weg. Er ging sie suchen. Als er zu der Schlucht unter dem Felsen kommt, welcher der Frageberg heißt, sieht er einen Kessel mit Goldstücken gefüllt. Schnell wirft er Stock und Hut weg und füllt sich die Taschen voll. Dann rennt er fort. Unterwegs merkt er, daß er den Hut vergessen hat. Den hatte ihm seine Braut geschenkt. „Den muß ich wieder haben!“ denkt er. Schon steht er an der Schlucht. Dort liegt der Hut. Er nimmt ihn und eilt dem Ausgange zu. Aber er stößt an Fels. Fels, harter Fels überall. Der Hirt ist gefangen. Zur Mitternacht oder am heißen Sommermittage klingt ein leises Klagen aus der Felsenschlucht. Das ist der Hirt im Felsen.

4. Was Schatzheber erlebt haben.

Schätze heben ist gefährlich. Allerlei Spuk erscheint dabei. Ein paar Männer aus Biela, Zschornau und Bernbruch gruben nach dem Schätze auf dem Säckelsberge in der Nähe von Ramenz. Schon hoben sie den Stein, unter dem der Schatz lag. Da ging ein Unwetter los. Da kam ein seltsam angezogener Mann gelaufen und schrie: „In Biela, Zschornau, Bernbruch brennt's!“ Erschrocken guckten sich die Männer um und sahen nach den Dörfern. Gleich versank der Stein mit einem lauten Krach. In Angst rannten die Schatzheber heim. Hell schien die Sonne. Von einem Feuer war weit und breit nichts zu sehen.

Königswarthaer Burschen gruben am Caminauer Berge. Sie fanden die Braupfanne. Da konnte ein Bursche in seiner Freude den Mund nicht halten. „Seht das furchtbar viele Geld!“ rief er. Da erhob sich ein wilder Sturm. Ein roter Dchse kam an-

gerannt und warf mit seinen Pfoten die aufgeworfene Erde wieder in die Grube. Da rissen die Burschen mit langen Sägen aus.

Die Ritter der Burg Dybin haben ihren Schatz in der schwarzen Pfütze versteckt. Das ist ein in den Fels gehauenes Becken, in dem sich das Regenwasser sammelt, unmittelbar vor der Gastwirtschaft. Und Brockelt aus Nieder-Dybin, der immer ein rotes Mützel trug, und noch fünf andre sind gegangen mit Hacken, Schaufeln und Brechstangen. Als es Mitternacht schlug, haben sie gesehen, daß sich das Wasser in der schwarzen Pfütze von allein verlief. Eine Steinplatte mit einem Kreuze darauf wurde auf dem Grunde sichtbar. Da schlugen die Dybiner die Brecheisen ein. Als sie aufgucken, stehen am Rande Kerle mit Hörnern, Kuhfüßen und Schwänzen. Die richten einen Galgen auf. Aber die Dybiner sagen nicht mucks und auch die Kerle nicht. Da wackelt die Steinplatte schon. Unterdessen sind die draußen mit dem Galgen fertig. Und einer sagt ganz dumpf und hohl: „Welchen soll ich nehmen?“ „Den mit der roten Mütze, den mit der roten Mützel!“ antworten die andern. Das ist dem Brockelt doch zu dumm. „Gnade für mich!“ schreit er. Da gibt es einen Knall. Die Teufel sind weg. Die Platte sinkt zurück. Das Wasser rauscht in das Becken. Die Dybiner wollen nicht ertrinken. Sie müssen schnell hinaus.

Von Irrlichtern.

1. Lichter in der Nacht.

Früher waren viele Wiesen und Felder nasser als sie heute sind. Aus dem feuchten Boden stiegen Gase auf. Die entzündeten sich und leuchteten wie ein Licht. Solche Lichter heißen Irrlichter. Sie hüpfen nachts über die Wiesen und Felder. Im feuchten Gebüsch (Brüchterch oder Gebrücherch heißen sie in unsrer Mundart) gab es viele Johannismwürmel. Die sprühten wie Funken durch die Sommernacht.

Heute sind Wiesen, Acker und Büsche trockener geworden. Sie wurden entwässert. Oft sehen wir Arbeiter die Felder drainieren.

Unsre Urgroßeltern wußten nicht, wie die Irrlichter entstanden. Sie glaubten, es seien Gestorbene, die in feuriger Gestalt umgingen.

2. Wo sich Lichter zeigten.

Zwischen Dittelsdorf und Wittgendorf ging früher ein Licht. Es drehte sich fix wie ein Rädcl und hieß d'r Seel'r (Seiler).

Das Licht, das in den Dörfern zwischen Baruth und Pürschwitz erscheint, heißt der Feuermann. Es ist manchmal wie eine große, leuchtende Kugel. Manchmal wie ein Mann, dessen Oberkörper brennt, während der Unterkörper ganz schwarz ist. Manchmal wie ein Reiter mit zerhauem Gesicht, der verkehrt auf einem Pferde sitzt. Manchmal wie eine brennende Garbe.

Ein Förster aus Drehsa, ein verwegener Mann, wollte sich den Feuermann einmal genau ansehn. Er lud seine Flinte. Er pfiff seinen Hunden. Er überredete ein paar mutige Männer, mit ihm zu gehn. Bei Biebrachs Teichen (zwischen Neupürschwitz und Wurschen; die Teiche sind heute Wiesenland) leuchtete der Feuermann. Der Förster schritt ohne Furcht auf ihn zu. Jetzt war er schon ganz nahe. Der Feuermann stand an einem Strauche und rührte sich nicht. „Faß, faß!“ rief der Förster seinen Hunden zu. Die winselten. Sie krochen ihm zwischen die Beine. Sie packten den Feuermann nicht.

Jetzt guckte sich der Förster nach seinen Begleitern um. Keiner war zu seh'n. Sie hatten sich schon längst aus dem Staube gemacht.

Nun steigen auch dem Förster die Haare zu Berge. Keinen Schritt mehr tut er vorwärts. Mit einem Ruck wendet er sich und läuft fort, was ihn die Beine tragen.

3. Wer muß als Irrlicht umgeh'n?

Der Pürschwitzer Feuermann war zu Lebzeiten ein französischer Soldat. Der zündete am Tage der Schlacht von Bauzen die Pürschwitzer Kirche an. Die Kirche brannte ab. Nach seiner Untat kämpfte er weiter. Zwischen Neupürschwitz und Wurschen fiel er nahe bei Biebrachs Teichen. Nun muß er zur Strafe als Feuermann umgeh'n.

Die Lichter, die sich beim Borwerk von Tautewalde zeigen, sind tote Soldaten. Die fielen in einer Schlacht und wurden dort begraben.

Im Siebenjährigen Kriege, als der Überfall bei Hochkirch war, streiften preußische Husaren über den Rößschauer Berg. Als sie an Gubsch Bauers Gebrückerch kamen, geriet einer in den Sumpf und versank. Seitdem kam er alle Nächte feurig geritten.

Ein feuriger Husar zeigt sich auch auf den Fluren zwischen Friedersdorf, Gießmannsdorf, Seitendorf, Türchau, Reichenau, Wald, Lichtenberg und Reibersdorf. Er war ein Ausreißer der preußischen Armee im Siebenjährigen Kriege und wurde am Husarenbüschel (an der Straße zwischen Gießmannsdorf und Reibersdorf) erschossen. Doch die Reichenauer erzählen anders. Sie sagen: Dort, wo jetzt die Husarenschenke steht, wurde eine Schar Husaren überfallen. Der Anführer wurde umgebracht und im nahen Brüchterch an der Schlade verscharrt. Nun findet er keine Ruhe. Wenn er über die Fluren reitet, brennt er wie ein „Basenstürzel“. Wer ihm pfeift oder wer ihn ruft, den führt er in die Irre.

4. Das Licht und die Leute.

Wurden die Irrlichter nicht geärgert, dann taten sie gute Dienste. Der Feuermann hat den Leuten oft geleuchtet, die Sonnabends in aller Frühe nach Baugen zum Markte gingen.

Wer das Licht neckte, der kriegte etwas ab. Besonders der Schmied an der Weißbach ließ sich nichts gefallen. Die Weißbach ist ein Bächlein, das auf moorigen Wiesen am Westrande des kleinen Nonnenwaldes zwischen Neundorf und Dittersbach entspringt und in die Pließnitz mündet. Dort im Weißbachtal zeigt sich ein Licht. Bald zersprüht es wie eine Kugel. Bald sieht es aus wie ein Reiter ohne Kopf mit einem Balken unter dem Arme. Bald schmiedet eine Mannesgestalt an der Waldecke bei Dittersbach so tüchtig, daß die Funken bis ins Dorf sprühen. Pinke pank, pinke pank, klingt es dann durch den Sommerabend. Darum heißt das Licht der Schmied.

Einmal hatte ein Leineweber in Burkersdorf fertige Ware abgeliefert und sich dort neues Garn geholt. Als er durchs Weißbachtal heimgeht, rauscht eine feurige Kugel auf ihn zu. Da ihm eben seine Tabakspfeife ausgegangen ist, ruft er: „He, gib mir Feuer!“ Und siehe, die Kugel fliegt auf die Pfeife. Der Tabak brennt. Sch, sch, sch, schon rauscht das Licht fort durch die Sträucher. Der Leineweber hält sich den Zeigefinger ans Ohrläppchen. Den hatte ihn das Licht verbrannt.

Ein anderer Mann sah das Licht an der Weißbach als Reiter ohne Kopf an sich vorbeistürmen. Da er gerade seine Schnupftabakdose aus der Tasche gezogen hatte, um zu schnupfen, rief er: „Willste ne o ane Prieße hoan?“ Schwupp, da schlug jemand von unten an die Dose, daß ihm der ganze Schnupftabak in die Augen flog. Da hat er aber gerieben und mit dem Schnupftuch gewischt! Und die Tränen sind ihm nur so über die Backen gekollert.

Einmal schmiedete der Schmied in der Waldecke bei Dittersbach, als ein Reiter vorbeiritt. Der Reiter rief zum Walde hinüber: „He, Schmied, schlag' meinem Pferde ein Eisen auf!“ Im Nu verließ der Schmied seinen Herd. Funkensprühend und hämmernd verfolgte er den Reiter bis an die Grenze seines Heimatdorfes. Der Reiter hat danach lange in schwerer Krankheit gelegen.

Die Mittagsfrau.

Aber die Fluren der Wenden wandelt die Mittagsfrau. Wenn die Mittagsonne am Himmel glüht, erscheint sie vor denen, die während der Mittagsstunde weiter auf dem Felde arbeiten. Sie ist eine großgewachsene Frau in weißen Kleidern. Sie hat eine Sichel in der Hand oder unter dem Arme. Bisweilen trägt sie ein Bündel Flachs. Sie tritt vor den einsam Arbeitenden hin und sagt: „Sichel und Hals!“ Als einst eine junge Frau mittags auf dem Felde blieb, kam die Mittagsfrau. Sie wollte ihr mit der Sichel den Kopf abschlagen. Da die Frau um ihr

Leben hat, wollte sie ihr die Bitte gewähren, wenn sie eine ganze Stunde von einer einzigen Sache erzählen könne. Die junge Frau wählte sich den Flachs dazu aus. Sie erzählte, wie der Acker bearbeitet, die Aussaat gestreut, das Unkraut gejätet wird. Sie erzählte von der Flachsernte und von den vielen Arbeiten, die mit dem Flachse vorgenommen werden müssen. Dann erzählte sie von der Spinnstube, wo Frauen und Mädchen auf den Spinnrädern spinnen und dabei Geschichten erzählen und Lieder singen. Zuletzt erzählte sie von der weißen Leinwand, die in die Lade kommt und der Stolz jeder Hausfrau ist. Als die junge Frau soweit gekommen war, schlug die Turmuhr eins. Die Mittagsfrau war verschwunden.

Auf einem Felde zwischen Jesau und Deutsch-Baselitz weidete ein junger Schäfer gern seine weißen Schäschen. Er setzte sich immer unter eine alte Eiche, die damals auf dem Felde stand, und dachte sich dies und das in seinem Kopfe aus. Einmal saß er zur Mittagszeit wieder unter dem Baume. Die Schafe hatten sich satt gefressen. Sie lagen auf dem Felde und blinzelten mit müden Augen. Da trat zum Hirten die Mittagsfrau. Sie sagte zu ihm: „Erzähle mir von deinen Schafen!“ Der Hirt tat es. Sie fragte weiter: „Welchen Nutzen haben die Schafe?“ Der Hirt antwortete. Die Mittagsfrau fragte weiter, Frage um Frage. Der Hirt suchte alles zusammen, was in seinem Kopfe war. Eine halbe Stunde hatte er schon erzählt, nun konnte er sich nichts mehr erdenken. Angstlich guckte er sich um. Zornig stand die Mittagsfrau vor ihm. Seht, der Hirt kam nicht wieder nach Hause. Nie wieder trieb er seine Schafe in den Stall. Als die Leute ihn und seine Herde suchten, fanden sie nur Steine. Die Mittagsfrau hatte Hirt und Herde in Stein verwandelt.

X

St.-B. Dresden

26. 8^o 4195

ME 2006-01

21. 12. 72

1. 09. 73

13. 11. 75

- 9. Sep 1977

- 4. 03. 83



SLUB Dresden



3 1249983